



Foto: Johanna Rudolph

Thema

Der lange Schatten der Lenzsiedlung
Strategien zum Umgang mit Stigmatisierung
in einer Großwohnsiedlung
*Astrid Wonneberger, Diana Lölsdorf,
Katja Weidtmann, Sabina Stelzig*

„Affenfelsen“, „Papageiensiedlung“, „Ghetto“ und „Klein Chicago“ sind nur einige Bezeichnungen für die Lenzsiedlung, die uns im Laufe unserer Forschungstätigkeiten in der Großwohnsiedlung im Bezirk Eimsbüttel in Hamburg begegneten. Insbesondere die letzten beiden weisen auf ein Bild hin, das lange Zeit die Wahrnehmung der Siedlung geprägt hat und zu einem gewissen Grad auch heute noch verbreitet ist, obwohl es mit der heutigen Eigenwahrnehmung vieler Bewohner*innen kontrastiert.

Bereits seit dem Ende der 1970er Jahre geriet das städtebauliche Konzept der Großwohnsiedlung zunehmend in die Kritik. Angeprangert wurden u. a. die verdichtete Infrastruktur „als Auslöser für

tiefgreifend negative Auswirkungen auf Ökosysteme, Dorf- und Stadtbilder sowie die menschliche Psyche und das Sozialverhalten“ (Althaus 2018:112; vgl. auch Schnell 2013:18). Tatsächlich entwickelten sich viele Großwohnsiedlungen in den folgenden Jahrzehnten zu „sozialen Brennpunkten“, und entsprechende negative Assoziationen – nicht zuletzt verstärkt durch oft unreflektierte mediale Berichterstattung (Weidemüller/Beißwenger 2015:14-16; Althaus 2018:112-119) – prägen das öffentliche Bild von solchen Quartieren bis heute. Dies geschieht oft ungeachtet zwischenzeitlicher Wandlungsprozesse.

Ein gutes Beispiel für eine solche

Entwicklung ist die Lenzsiedlung in Hamburg Eimsbüttel, die im Zentrum dieses Beitrags stehen soll. Wir werden zum einen die Entwicklung dieser Hochhaussiedlung skizzieren und dabei einen Fokus auf die Wahrnehmung der Siedlung von außen legen. Wie wir zeigen werden, hat sich zwar das Leben in der Siedlung in den letzten zwei Jahrzehnten durch u. a. Sanierungen und eine gelungene Quartiersentwicklung stark gewandelt, doch das zuvor entstandene negative Image ist so sehr verankert (und wird z. T. immer wieder reproduziert), dass es bis heute die Außenwahrnehmung der Siedlung und ihrer Bewohnerschaft prägt. Auf diese Weise entsteht auch ein Gegensatz zum aktuellen Selbstbild vieler Bewohner*innen, das vielmehr überwiegend von positiven Facetten geprägt ist.



Abb.: Lenzsiedlung (Foto: Anne Eickenberg)

Des Weiteren zeigt dieser Beitrag, dass (stereotype) Repräsentationen bzw. das Image eines Wohnortes verschiedene Auswirkungen auf die Bewohnerschaft haben können, deren Bedeutung sich oft erst nach einem genaueren Blick offenbaren. Insbesondere, wenn weitere Faktoren hinzukommen, wie z. B. Migrationshintergrund, alleinerziehende Elternschaft, ALGII-Bezug etc., kann es langfristig zu (Mehrfach-) Stigma-

Die Themen „Ausgrenzung“, „Stigmatisierung“, „Ghetto“ etc. wurden von den Teilnehmer*innen der migrantas-Workshops visualisiert, die im November 2020 im Bürgerhaus der Lenzsiedlung und in kooperierenden Einrichtungen stattfanden. Das Oberthema war Familie, Beziehungen und Zusammenleben. Einer der Workshops setzte sich überwiegend aus Bewohnerinnen der Lenzsiedlung zusammen. Die hier abgebildeten Piktogramme sind einige Ergebnisse dieser Workshops. Sie wurden von migrantas aus Zeichnungen der Workshopteilnehmer*innen entwickelt.

Die Gruppe migrantas thematisiert Migration, Zusammenleben und interkulturellen Dialog und bedient sich in ihren vielfältigen Projekten der Werkzeuge der Kunst, des Designs und der Sozialwissenschaften. Mittels Piktogrammen macht migrantas im Stadtraum das sichtbar, was diejenigen denken und fühlen, die ihr eigenes Land verlassen haben und nun in einem neuen Land leben. Mehr Informationen zu dem Projekt finden sich auf der migrantas-Homepage unter <http://www.migrantas.org/index.html>.

tisierung und Diskriminierung¹ kommen. Dies kann für die Betroffenen in vielen Alltagssituationen zu besonderen Belastungen führen

¹ In Anlehnung an Goffman (1963) verstehen wir unter Stigmatisierung einen Prozess der Zuschreibung von negativen, herabwürdigenden („deeply discrediting“) Attributen. Für die Betroffenen bedeutet dies einen Ausschluss von vollständiger sozialer Akzeptanz. Eng verbunden mit diesem Begriff ist der des Stereotyps. Unter Stereotyp verstehen wir ein verallgemeinerndes und vereinfachtes Bild über eine Gruppe von Menschen, das allen Mitgliedern dieselben Merkmale zuschreibt. Stereotype Bilder sind oft die Grundlage bzw. der erste Schritt im Prozess der Stigmatisierung, insbesondere wenn diese negativ konnotiert sind. Während es bei den Begriffen „Stereotyp“ und „Stigmatisierung“ in erster Linie um Wahrnehmungen und Zuschreibungen geht, steckt im Terminus „Diskriminierung“ zusätzlich als wichtige Komponente die Ebene des Verhaltens bzw. des Handelns im Sinne einer Benachteiligung, Herabwürdigung oder Absonderung einer anderen Gruppe oder einer anderen Person. Diese basiert häufig ebenfalls auf stereotypen negativen Zuschreibungen und damit auch auf Stigmatisierung (vgl. z. B. Hormel 2007: 42-44; Markefka 1995: 43).

und zu einer Vielzahl an Strategien, mit diesen Zuschreibungen umzugehen, die ebenfalls in diesem Beitrag dargestellt werden.

Das Ziel unseres Beitrags ist es aufzuzeigen, dass eine intensive Quartiersentwicklung in Form von gelungener baulicher Sanierung und dauerhaften Freizeit- und Beratungsangeboten nicht nur zur Verbesserung des sozialen Lebens vieler Bewohner*innen der Lenzsiedlung beiträgt. Alle Maßnahmen zielen auch explizit auf eine Verbesserung des Images dieser Großwohnsiedlung, sollen verankerten Stereotypen entgegenwirken und versuchen, die (zumeist von außen erfolgende) Stigmatisierung und Diskriminierung der Bewohner*innen zurück-



Dieses Piktogramm ist entstanden im Rahmen eines migrantas-Workshops zum Thema „Familie, Beziehungen und Zusammenleben“, der im Herbst 2020 im Bürgerhaus in der Lenzsiedlung stattfand.

Abb.: Piktogramm (migrantas)

zudrängen oder diese sogar zu verhindern (Stadtteilbüro Lenzsiedlung 2007:14). In diesem Kontext kommt auch der Arbeit des Lenzsiedlung e. V. im Bürgerhaus, im Hinblick auf die Jugendlichen insbesondere der offenen Kinder- und Jugendarbeit (OKJA), eine wichtige Funktion zu, die im letzten Abschnitt thematisiert wird.

Die Datengrundlage für diesen Beitrag besteht aus insgesamt 40 Leitfadeninterviews, die während der explorativen Phase des Projekts „Postmigrantische Familienkulturen in der Lenzsiedlung (kurz: POMIKU)“ zwischen Herbst 2018 und Frühjahr 2020 geführt wurden. Dabei wurden 25 (erwachsene) Bewohner*innen der Siedlung, 12 Jugendliche und drei Anwohner*innen bzw. Nutzerinnen aus der unmittelbaren Nachbarschaft befragt. Darüber hinaus führten wir Interviews mit Mitarbeiter*innen des Bürgerhauses und einer der ansässigen Wohnungsgesellschaften. Ergänzt wurden die Daten durch Gespräche mit Vertreter*innen sozialer Einrichtungen im Stadtteil sowie zahlreiche Beobachtungen und informelle Gespräche, die wir im Rahmen teilnehmender Beobachtungen während verschiedener Veranstaltungen des Bürgerhauses geführt haben. Ausgewählte Exzerpte und Vignetten dienen als Illustration und bilden eine Bandbreite von Einzelfällen ab, sind aber nicht als repräsentativ für die gesamte Siedlung zu verstehen.

Die Lenzsiedlung im Wandel der Zeit Die Lenzsiedlung im Bezirk Hamburg Eimsbüttel wurde als Projekt des sozialen Wohnungsbaus zwischen 1974 und 1984 errichtet. Bei Planungsbeginn Ende der 1960er Jahre verfolgte Stadtplanung deutschlandweit das Leitbild *Urbanität durch Dichte*, dementsprechend

verfügen die Häuser der Lenzsiedlung im ersten Bauabschnitt über bis zu 15 Stockwerke. In der Großwohnanlage leben heute auf einer Fläche von 7,6 ha ca. 3.000 Menschen. Damit ist die Bevölkerungsdichte von 400 Personen pro ha (40.000 Personen pro km²) eine der höchsten in Hamburg (Stadtteilbüro Lenzsiedlung 2007:11).

Ein im Hamburger Vergleich überdurchschnittlich hoher Anteil an Familien sowie von Menschen mit Migrationshintergrund prägt das Leben in der Siedlung. Der Anteil an Haushalten mit Kindern liegt bei 28 Prozent (Hamburg 18 Prozent). Über 70 Prozent der Bewohner*innen weisen nach Angaben des Statistischen Landesamts Hamburg 2019 einen Migrationshintergrund auf. Die kulturelle Vielfalt der Lenzsiedlung wird heute von über 40 unterschiedlichen Herkunftsländern geprägt. Doch das war nicht immer so.

Sozialer Wohnungsbau verfolgte über Jahrzehnte das Ziel, Wohnungen zu schaffen, die für „die breiten Schichten des Volkes bestimmt und geeignet sind“ (§1 (1) II. WoBauG), so auch in der Lenzsiedlung. Wie in anderen Großwohnsiedlungen fand die anfängliche Vermietung der Wohnungen Mitte der 1970er Jahre mit einer breiten Mittelschicht-orientierung statt. So war die Lenzsiedlung in der Anfangsphase eine beliebte Wohngegend, die fast ausschließlich deutschstämmige Mieter*innen anzog, wie sich Erstbewohner*innen erinnern:

„Als wir hier damals eingezogen sind [...], das war schön, das war eine schöne Zeit, weil man im Sommer viel draußen gesessen hat. Oder einige hatten einen Garten und haben dann auch mal Nachbarn eingeladen. Das war schön. Das waren alles Deutschstämmige.“ (Bewohner, 70 Jahre, Erstbezug 1976)

„In dieser Hochhaussiedlung lebte damals der deutsche Mittelstand.

[...] Das Viertel war kein sozialer Brennpunkt oder gar der Slum, der es heute [2009] ist. In den Wohnungen wohnten Arbeiter, Angestellte oder Beamte mit ihren Familien. In der ganzen Siedlung lebte nur eine einzige türkische Familie [...]. Das waren wir.“ (Gülay/Kuhn 2009:21)

Im weiteren Verlauf durchlief die Lenzsiedlung den typischen Wandel westdeutscher Großwohnsiedlungen zuerst zum Migrationszielgebiet bis hin zum Wohnstandort der Marginalisierten ab den 1990ern (Kurtenbach 2014:65). Dies liegt in erster Linie an den Mieten, die im Durchschnitt unter den gesamtstädtischen Werten liegen, was einen höheren Anteil von Haushalten, die auf preiswerten Wohnraum angewiesen sind, darunter auch häufig Bewohner*innen mit Migrationshintergrund, begünstigt.

Auch die für Großwohnsiedlungen typische eher monostrukturelle Planung der Lenzsiedlung (z. B. kaum Treffpunkte oder ergänzende Freizeit- und Beratungsangebote insbesondere für Kinder, Jugendliche und junge Familien) trug dazu bei, dass das Wohngebiet in den 1990er Jahren Austragungsort sozialer Konflikte wurde und einer besonderen sozialen Aufmerksamkeit bedurfte (vgl. Weidemüller/Beißwenger 2015:16). Es zeichnete sich ab, dass soziale Konflikte ohne aktives Quartiersmanagement unumgänglich waren. Hinzu kamen die zunehmende Verwahrlosung einiger Häuser, die lange Zeit nur von einem Konkursverwalter betreut wurden (Eimsbüttler Wochenblatt 1994), und die allgemeine Vernachlässigung des Innenhofes. Die Situation verschärfte sich bis in die späten 1990er, als die Lenzsiedlung als einer der „sozialen Brennpunkte“ Hamburgs galt. Andreas Daebeler, ein Mitarbeiter

des Hamburger Abendblatts, fasst 2019 rückblickend zusammen:

„20 Jahre später [nach dem Bau der Siedlung] jedoch ist der Lack ab. In die Schluchten der Lenzsiedlung traut sich nur noch, wer gute Nerven oder viele starke Freunde hier hat. Die Bewohner nehmen schon längst lieber den Weg außen rum, wenn sie zur U-Bahn an der Lutterothstraße müssen. Kleinkriminalität ist an der Tagesordnung. Die Siedlung hat sich den Ruf eine ‚Ghettos‘ erworben.“

Auch wenn die Lenzsiedlung bereits 1990 in das Stadtteilentwicklungsprogramm (STEP) aufgenommen wurde und 1990-1994 Maßnahmen im Rahmen des EU Programms „Poverty III“ durchgeführt wurden (Halves et al. 2015:7), erfolgte eine eigentliche Wende erst ab dem Jahr 2000 durch die Teilnahme der Lenzsiedlung an den Hamburger Stadtteilentwicklungsprogrammen

„Soziale Stadtteilentwicklung“ von 1998 bzw. „Aktive Stadtteilentwicklung 2004-2008“. Die Lawaetz-Stiftung übernahm im Jahr 2000 das Quartiersmanagement in der Lenzsiedlung und setzte sich schwerpunktmäßig ein für die Vernetzung lokaler Akteure (Vermieter, Vereine, soziale Institutionen usw.), die Beteiligung und Aktivierung der Bewohner*innen zur Entwicklung eines Wir-Gefühls und betrieb Öffentlichkeitsarbeit mit dem Ziel einer Imageverbesserung der Siedlung (Stadtteilbüro Lenzsiedlung 2007:14). In diese Zeit fallen auch die Fassadensanierung und Innenhofgestaltung, die mit auf die Arbeit des Quartiersmanagements zurückzuführen sind und das Erscheinungsbild der Lenzsiedlung stark aufwerteten. Parallel erweiterte der mittlerweile vom Verein Offene Jugendarbeit Lenzsiedlung in Lenzsiedlung e. V. umbenannte Verein sein Angebot

über die offene Kinder- und Jugendarbeit hinaus auf weitere Zielgruppen, wie z. B. junge Familien und Frauen. 2010 erfolgten der Anbau des Bürgerhauses und eine sukzessive Überführung vieler Angebote, die ursprünglich durch die Lawaetz-Stiftung initiiert worden waren (z. B. die Produktion der Nachbarschaftszeitung LenzLive, die Organisation des jährlichen Nachbarschaftsfestes, das wöchentliche Beratungsangebot Jobcafé u. v. a.) in den Lenzsiedlung e. V.

Aufgrund der Arbeit des Quartiersmanagements sowie des großen Engagements und der Zusammenarbeit vieler Akteure (insbesondere der beiden Wohngesellschaften vor Ort) gelang es, die Siedlung durch die räumlichen Veränderungen wesentlich einladender zu gestalten. Dies war auch der Eindruck vieler Bewohner*innen, die sich an diese Zeit erinnern:



Abb.: Innenhof Lenzsiedlung (Foto: Astrid Wonneberger)

„[Als ich hierherkam war das] – ich sag es mal böse, ein Ghetto. Oder es war als Ghetto verschrien. Es sah ja auch dementsprechend mit diesen dunkelblauen Kacheln aus. Die ganzen Häuser, die heute so hell sind, hatten dunkelblaue Kacheln. Alles sah düster aus. Der Innenhof war sehr marode, es lag einfach alles, Spielzeug, Holzbänke, herum, es war einfach alles vernachlässigt. Und als ich hier zwei Jahre etwa wohnte, fingen sie an, zumindest von außen hier alles zu renovieren. Seitdem sind diese Häuser hier alle hell. Und Bringezu [Vermietungsgesellschaft] fing dann an, hinterher zu renovieren, die Häuser waren alle auch sehr hässlich. Es hatte eine andere Farbgebung, diese hier ist eine ganz helle. Es war im Sommer, und plötzlich strahlte die ganze Lenzsiedlung. Und dann fingen sie auch an, die Innenhöfe zu machen, die nun sehr attraktiv sind.“ (Bewohnerin, 65, Einzug etwa 2001)

Durch die Maßnahmen der Quartiersentwicklung gelang es darüber hinaus, viele soziale Problemlagen in der Siedlung zu entschärfen und dem negativen Image der Lenzsiedlung entgegenzuwirken. So besteht unter der großen Mehrheit der Interviewten ein Konsens dahingehend, dass früher (1990er bis in die frühen 2000er) „alles viel schlimmer“ gewesen sei, nicht nur in Bezug auf die Raumgestaltung, sondern auch bezüglich der Kriminalitätsrate und Jugendgangs:

„Also zu meiner Jugend [Mitte/Ende der 1990er Jahre] waren die Jugendlichen hier katastrophal und ganz schlimm drauf. [Da haben sich] die Leute teilweise nicht aus der U-Bahn raus [getraut], weil sie Angst hatten, hier durch diese [Siedlung] zu gehen. Heutzutage sind die alle friedlich. Also es hat sich wirklich viel verändert.“ (Bewohnerin, 37 Jahre, Einzug 1992)

Außenimage und Selbst-

bild Auch wenn sich die Sozialstruktur der Lenzsiedlung nach der Quartiersentwicklung nicht verändert hat, hat sich Ruf der Siedlung bis Mitte der 2000er Jahre durch diese Maßnahmen durchaus verbessert. Dennoch kommt der Endbericht der Lawaetz Stiftung zur Quartiersentwicklung 2007 zu dem Schluss:

„Allgemein steht die Öffentlichkeit solchen Großraumsiedlungen aber immer noch sehr skeptisch gegenüber, so dass sich durch eine negative Berichterstattung in den Medien die – nach innen und außen sichtbaren – Erfolge sehr schnell in Luft auflösen könnten.“ (Stadtteilbüro Lenzsiedlung 2007:54)

Das Kompetenzzentrum Großsiedlungen e. V. teilt diese Einschätzung im Hinblick auf die öffentliche Wahrnehmung und den Einfluss der Medien:

„Das Alltagsleben in den Großsiedlungen wird häufig von einem negativen Außenimage überschattet. So beklagen viele Akteure in den Großsiedlungen immer wieder die schädlichen Auswirkungen von negativ konnotierten Presseartikeln und die Problemfokussierung der Berichterstattung. [...] „Solche diskursiven Bedeutungszuweisungen stellen soziale Wirklichkeit her und produzieren Großwohnsiedlungen als einen Ort, an den man abgeschoben wird, aber niemals freiwillig hinziehen würde. Die stigmatisierenden Effekte eines solchen Diskurses liegen auf der Hand.“ (Weidemüller/Beißwenger 2015:24)

Auch für die Lenzsiedlung lassen sich Beispiele für solch negative und problemfokussierte Berichterstattungen finden. Schlagzeilen wie „Das Ghetto ist unser Reich!

Gewalt, Drogen und Arbeitslosigkeit. Sahin (17) und Steven (18) sprechen über ihr Leben im Beton-Bunker“ (Hildebrandt, Bild Hamburg 2009) oder die folgenden zwei Exzerpte aus Artikeln der deutschlandweiten Tagespresse, die Jugendgewalt thematisieren, illustrieren dies beispielhaft:

„[...] für die gefürchteten Lutteroth-Kings aus Lokstedt sind die monströsen Wohnmaschinen der Hamburger Lenzsiedlung eine Heimat, die gegen Eindringlinge verteidigt werden muss.“ (Schrep, Spiegel online 2006)

„Das Hamburger Lenzviertel ist eine Hochhaussiedlung, die als Musterbeispiel für gelungene Integration gilt. Nun steht der gute Ruf auf dem Spiel: Die so genannte Lutteroth-Gang steht auf Gangsta-Rap, sieht das Lenzviertel als ihr Ghetto und ist durch Gewalttaten in die Schlagzeilen gekommen.“ (Bongers, taz 2008)

Die kontinuierliche Verwendung der Siedlung als Drehort für TV-Krimis – und dort als sozialer Brennpunkt – trägt vermutlich ebenfalls nicht dazu bei, die Außenwahrnehmung zu verbessern. Die eigene Aufwertung durch das wiederholte Erzählen der Geschichte vom „bösen Ghetto“ nebenan durch Bewohner*innen in der Umgebung der Siedlung mag in diesem Zusammenhang ebenfalls einen Einfluss haben, wie ein Mitarbeiter des Lenzsiedlung e. V. vermutet.

Inwieweit ein verfestigtes negatives Bild die öffentliche Wahrnehmung prägt, zeigt sich auch daran, dass einige der heutigen Bewohner*innen auch nach Beginn der Quartiersentwicklung eher unfreiwillig in die Siedlung gezogen sind, wie der folgende Interviewausschnitt illustriert:

„Früher wollte ich nie hierherziehen. Als das hier gebaut wurde [in den 1970ern], wohnten wir [ich und mein Mann] in der Lutterothstr. [...] Wir sind damals nur

vorbeigefahren mit dem Auto und da sagten wir, da würden wir nie hinziehen. [...] Dann ist mein Mann [vor wenigen Jahren] gestorben und ich [brauchte dringend eine neue Wohnung]. [In anderen Wohnanlagen der SAGA war nichts frei] und dann bekam ich hier ein Angebot. Da, wo ich nie hinwollte. [...] Mein Enkel sagte auch: ‚Oma, da ziehste aber nicht hin! [...] Und ich bin dann hier eingezogen. [...] Seitdem ich hier wohne, bin ich der glücklichste Mensch. [...] Und heute sagt [auch mein Enkel]: ‚Hier wohnste wunderbar.‘ (Bewohnerin, 88 Jahre, Einzug 2003)

Diese Aussage illustriert die Diskrepanz zwischen Außenimage und Selbstbild der Lenzsiedlung und ihrer Bewohner*innen.

Nachdem die Interviewpartnerin in die Lenzsiedlung gezogen ist, hat sich ihr Blick auf die Gegend gewandelt. Dass die Lenzsiedlung von Bewohner*innen deutlich positiver beurteilt wird als von außen, zeigt sich bei der überwiegenden Mehrheit unserer in der Siedlung lebenden Gesprächspartner*innen. Diese sind von den Vorzügen der Siedlung und ihrer Bewohner*innen überzeugt, wie die folgenden ausgewählten Aussagen illustrieren:

„Was ich auch sehr schön finde hier im Hof ist, dass der ‚Park‘ so schön gepflegt wird. Darauf kommt es mir ja auch wegen der Ratten an. Und die Leute sind irgendwie auch sehr sorgsam. [...] insgesamt ist die Anlage sauber und gepflegt, sauber die Ecken. Alles gut. Ich gehe gern durch den Hof. [...] Und

dass hier bei uns die Tische mit den Bänken stehen, dass man da mal sitzen kann, das finde ich sehr sorgsam und menschlich gedacht. Ich finde, dass diese Siedlung sehr menschlich ist, positiv menschlich. Dass nichts verlottert.“ (Bewohnerin, 89 Jahre, Einzug 2018)

„Und die Leute hier sind auch sehr höflich, finde ich. Es ist halt bei so Kleinigkeiten einfach. Wenn ich Einkaufen war oder sowas und jemand sieht, dass ich gerade mit der Tür kämpfe und dem Kinderwagen, dann kommen auch Leute, die nicht bei uns im Haus wohnen und halten mir die Tür auf, dass ich reinfahren kann.“ (Bewohnerin, 25 Jahre, Einzug 2018)



Abb.: Im Fahrstuhl, Lenzsiedlung (Foto: Astrid Wonneberger)

Das bedeutet nicht, dass diesen Bewohner*innen die existierenden Problemlagen nicht bewusst sind. In den Interviews werden durchaus auch kritische Aspekte bemerkt, die von der Rattenproblematik im Bereich der Müllcontainer bis hin zu lauten Nachbar*innen reichen. Doch ist die Diskrepanz zwischen einem verbreiteten, überwiegend positiven Selbstbild und einem insgesamt negativer geprägten Außenimage bis heute wahrzunehmen – ein Gegensatz, der für stigmatisierte Stadtviertel immer wieder beobachtet wird (z. B. Althaus 2018; M. Yildiz 2015; 2009) und der vielfältige Folgen für die Wohnerschaft hat.

Stigmatisierung und Diskriminierungserfahrungen Das durch die Medien mitgeprägte negative Außenimage ist Teil der Stigmatisierung eines Quartiers bzw. eines Sozialraums und seiner Bewohner*innen. Der Begriff der Stigmatisierung wird wiederum häufig zusammen mit Marginalisierung (Ottersbach 2009) betrachtet. Mit „marginalisierten Stadtvierteln“ sind – in Anlehnung an Park (1928)² – Stadtviertel gemeint, die im Wortsinn „an den Rand gedrängt“ und stigmatisiert, also mit negativen Merkmalen belegt sind (vgl. Hill 2015:171; Ottersbach 2009:53). Hill (2015:171) spricht in diesem Zusammenhang auch von „Prozesse(n), die ihre Wohnorte in Verruf bringen“. In als marginalisiert beschriebenen Quartieren lebt deutschlandweit eine steigende Anzahl dauerhaft in Armut wohnender und von Arbeitslosigkeit betroffener Menschen, die mit entsprechenden Stigmata belegt sind.

² Robert Park (1928) hat den Begriff des „marginal man“ in Bezug auf die soziale Situation vieler Migrant*innen geprägt.

Ist ein Stigma eines Viertels bzw. ein schlechter Ruf eines Wohngebiets erst einmal etabliert, kann es zu vielfältigen Belastungen, u. a. zur Diskriminierung der Bewohner*innen selbst führen. Dies ist schon lange bekannt; verschiedene Studien belegen solche Zusammenhänge zumindest in Einzelfällen, z. B. mit Auswirkungen auf Bildungsbiografien oder in Bezug auf die Teilhabe am Arbeitsmarkt (z. B. Callies 2003:145; Wonneberger 2014:184-192).

Insbesondere in den 1990er Jahren lässt sich die Lenzsiedlung durchaus als marginalisiertes Quartier in diesem Sinne bezeichnen. Wie wir bereits beschrieben haben, hat sich die Situation jedoch so verändert, dass der Begriff aktuell nicht mehr wirklich passend ist. Dennoch wirken einige Marginalisierungs- und Stigmatisierungsmerkmale bis heute nach.

So überrascht es aufgrund des belasteten Rufs der Lenzsiedlung nicht, dass wir bereits im Verlauf der explorativen Phase unseres Projekts immer wieder auf Hinweise stießen, die auf ebensolche Stigmatisierungs- und daraus folgende Diskriminierungserfahrungen oder zumindest auf Wahrnehmungen dieser verweisen. Diese beziehen sich zunächst auf den Wohnort „Lenzsiedlung“. In harmloseren Fällen bemerken Bewohner*innen eine „unterschwellige Distanz“ (47 Jahre, Einzug Anfang 00er Jahre) von in angrenzenden Stadtteilen lebenden Menschen gegenüber Bewohner*innen aus der Lenzsiedlung oder ärgern sich einfach darüber, dass sie immer wieder mit negativen Vorurteilen gegenüber ihrem Wohnviertel konfrontiert werden, obwohl sie selbst ein völlig anderes Bild haben. So beklagt sich eine Bewohnerin (33 Jahre, Einzug 2003) uns gegenüber z. B. darüber, dass, wenn jemand im Internet postet, er sei in die Lenzsiedlung oder in die Nähe gezogen, daraufhin immer wieder

negative Kommentare oder Warnungen (z. B. vor Lärmbelästigung) erfolgen würden. Dabei könnten Ruhestörungen ja durchaus auch in anderen Stadtteilen, z. B. Blankenese, vorkommen. Auch beobachtet sie immer wieder „so Blicke“ von Bewohner*innen aus benachbarten Wohngebieten gegenüber. Eine andere Bewohnerin (ca. 50 Jahre, Einzug Anfang der 00er Jahre) zeigt sich genervt von einer Freundin, die sich kritisch äußerte, als sie in die Lenzsiedlung zog: Das sei doch gar nicht „ihr Standard“. Beide Bewohnerinnen wehren sich explizit gegenüber solchen Fremdzuschreibungen und weisen darauf hin, dass die Siedlung viel besser sei als ihr Ruf und beispielsweise ein geringes Bildungsniveau längst nicht alle betreffe. Denn auch viele Kinder aus der Lenzsiedlung gingen aufs Gymnasium (Bewohnerin, Ende 40, Einzug etwa 2004). Eine weitere Bewohnerin berichtet von einer Freundin, die unter dem schlechten Ruf der Siedlung lange sehr gelitten habe. Es sei ihr immer unangenehm gewesen, ihre Adresse angeben zu müssen, obwohl sie gern in ihrem Haus gelebt hätte, wo die Nachbar*innen immer sehr nett gewesen seien. Dieser Kontrast zwischen Fremd- und Eigenwahrnehmung sowie die daraus resultierende Abwehrhaltung gegenüber abwertenden Zuschreibungen von außen ist kein Einzelfall, sondern auch in anderen Stadtvierteln mit ähnlichem Ruf zu finden (s. z. B. M. Yildiz 2015; Althaus 2018; 2009).

Doch nicht nur Erwachsene, auch Kinder und Jugendliche sowie ganze Familien sind offenbar von solchen Zuschreibungen betroffen. In einigen Fällen berichten Eltern darüber, dass ihre Kinder in der Schule als asozial

beschimpft wurden (Bewohnerin, Anfang 30, Einzug 2001) oder dass Familien von anderen „abgestempelt“ würden, wenn sie sagten, sie lebten in der Lenzsiedlung (Bewohnerin, 30 Jahre, Einzug 2015).

Solche Stigmatisierungserfahrungen aufgrund des Wohnorts können noch verschärft werden, wenn weitere Merkmale hinzukommen, die ebenfalls negativ konnotiert sind, wie z. B. Arbeitslosigkeit bzw. ALGII Bezug (s. z. B. Lang/Gross 2019), kinderreiche Familien oder alleinerziehende Eltern (z. B. Bujard et al. 2019:37-40; Wieland 2012). (Wahrgenommener) Migrationshintergrund ist ein weiteres bedeutendes Merkmal, das in verschiedenen Studien thematisiert wird (z. B. Hill 2015; M. Yildiz 2015; Ottersbach/Zitzmann 2009; Ottersbach 2009). Hier kommen entsprechende, schon lange verbreitete negative Stereotypen (s. ausführlich dazu

Yildiz/Hill 2015; Ottersbach/Zitzmann 2009) zum Tragen, die eine Stigmatisierung der betroffenen Person und daraus resultierende Diskriminierungserfahrungen wahrscheinlicher machen.

In marginalisierten Stadtvierteln sind viele Bewohner*innen auf diese Weise nicht selten von doppelter Stereotypisierung und Ausgrenzung betroffen: zum einen aufgrund ihres mit einem negativen Image (z. B. „Ghetto“) belegten Wohnorts, zum anderen auf Basis eines hegemonialen Diskurses zugeschriebener Rollen als „die Fremden“ bzw. Mitglieder einer „Parallelgesellschaft“ (oder sogar eines „ethnischen Ghettos“), die ebenfalls häufig mit negativen Eigenschaften wie Sprachdefiziten, einem niedrigen Bildungsniveau, Kriminalität etc. assoziiert sind (Hill 2015; M. Yildiz 2015, Yildiz/Preissing 2017). Hinzu kann im

Fall von jüngeren Bewohner*innen noch eine dritte Stereotypisierung als „Jugendliche“ kommen, eine Kategorie, die ebenfalls in bestimmten Kontexten mit negativen Attributen assoziiert wird wie z. B. Bandentum, Kriminalität und Drogen (Ottersbach/Zitzmann 2009).

Auch in der Lenzsiedlung konnten wir solche Mehrfachstigmatisierung beobachten, die in einigen Fällen auch mit (wahrgenommenen) Diskriminierungserfahrungen einhergehen. Mehrere Jugendliche, die regelmäßig die Angebote für Jugendliche des Bürgerhauses nutzen, gaben an, sich aufgrund ihres Aussehens, ihrer Kleidung oder ihrer Herkunft in der Schule, im Praktikum, bei der Jobsuche oder im Bus benachteiligt, verbal angegriffen oder „schief angesehen“ gefühlt zu haben. Diskriminierendes Verhalten erfuhren sie teilweise durch Lehrer*innen, teilweise durch Schüler*innen anderer



Abb.: Jugendhaus, Lenzsiedlung (Foto: Astrid Wonneberger)

Schulen. Ein Jugendlicher kurdischer Abstammung spricht direkt von „Ausländerfeindlichkeit“.

Solche Aussagen kommen selbstverständlich nicht in allen Interviews vor. Negative Empfindungen und Erfahrungen bzgl. der Wahrnehmung der Lenzsiedlung scheinen in der Bewohnerschaft aber offenbar weiter verbreitet zu sein, als wir zu Beginn unserer Forschung vermutet hatten. Denn auch Ergebnisse einer Bedarfsanalyse³ für das Bürgerhaus deuten in diese Richtung:

³ Zwischen März 2020 und Januar 2022 führte das Forschungsteam als Ergänzung zum Projekt POMIKU im Auftrag des Bezirksamts Eimsbüttel bzw. des Lenzsiedlung e.V. eine Bedarfsanalyse in der und für die Lenzsiedlung durch, in der ermittelt werden sollte, welche Wünsche oder Bedarfe es in der Lenzsiedlung gibt, um die Angebote des Bürgerhauses ggf. anzupassen. Zur Datenerhebung wurde ein Fragebogen in deutscher und türkischer Sprache an alle erwachsenen Bewohner*innen der Siedlung verschickt (N=ca. 2.200). Der Rücklauf lag bei 106 vollständig ausgefüllten Fragebögen. Die im Text genannten Zahlen beziehen sich auf diese nicht repräsentative Stichprobe.

Der Aussage „Leute, die hier nicht wohnen, haben ein gutes Bild von der Lenzsiedlung“ stimmten nur 21,6 Prozent der Befragten zu, 38,2 Prozent vertraten diese Meinung nicht, und 40,2 Prozent antworteten „teils teils“. Dagegen fanden 41,2 Prozent, dass die Bewohner*innen der Siedlung sich gegenseitig kennen und helfen, 47,1 Prozent stimmten teilweise zu, und nur 11,8 Prozent verneinten dies. Darüber hinaus gaben 26,4 Prozent der Befragten an, Rassismus- oder Diskriminierungserfahrungen gemacht zu haben.

Sowohl die explorativen als auch die standardisiert erhobenen Daten verweisen also auf einen weiterhin bestehenden „schlechten Ruf“ der Lenzsiedlung hin – in Diskrepanz zu einem deutlich positiveren Bild der Bewohner*innen von ihrer Siedlung.

In Kombination mit fest verankerten negativen Stereotypen von „Migrant*innen“ stellt das negative Fremdbild der Siedlung ein Risiko für mehrdimensionale Diskriminierungserfahrungen dar. Die Brisanz dessen wird vor allem dann deutlich, wenn man mögliche Folgen für das Leben der Betroffenen betrachtet.

Mögliche Folgen von Stigmatisierung und individuelle Bewältigungsstrategien

Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen nehmen immer Einfluss auf das Leben Betroffener. Cloerkes (2001) hat hierzu eine „Stigma-Identitäts-These“ aufgestellt: Das betroffene Individuum nimmt negative Bewertungen der eigenen Person wahr, die es in täglichen Interaktionen erfährt, und ist sich der Abwertung aufgrund bestimmter Stereotype bewusst. Es empfindet



Abb.: Bauwagen, Lenzsiedlung (Foto: Astrid Wonneberger)

hinsichtlich seiner Ich-Identität einen Widerspruch, da ihm durch normative Erwartungen eine soziale Identität und auch eine persönliche Identität zugetragen werden, die sich nicht mit seiner Selbstwahrnehmung und Ich-Identität decken. Die zugeschriebenen Eigenschaften entsprechen nicht der gewünschten Rolle, und es kommt zur Anwendung von Bewältigungsstrategien zur Vermeidung einer Identitätskrise. Diese Bewältigungsstrategien können individuell sehr unterschiedlich sein. Das zeigen auch verschiedene Situationen und Schilderungen von Bewohner*innen der Lenzsiedlung, die auf sehr unterschiedliche Weise auf die o. g. negativen Zuschreibungen reagieren.

Eine Bewohnerin (38 Jahre, seit 1996/97 in der Lenzsiedlung) berichtet z. B. von einer Situation, als ihr Kind in die 7. Klasse in eine neue Schule kam. So nahm sie an einem Kennlernabend für Eltern teil, von denen niemand wusste, dass sie in der Lenzsiedlung wohnte. Während eines Gesprächs äußerte sich ein anderes Elternteil negativ über die Lenzsiedlung: *„Ach, die Familien, die nichts wissen, und deren Kinder wieder so...“* Bevor diese Darstellung weiter ausgeführt werden konnte, unterbrach sie und stellte klar: *„Halt, stopp mal. Wenn man nicht[s Genaueres] weiß, kann man nichts sagen. [...]. Ich kenne viele, viele Familien [in der Lenzsiedlung], die Ausländer sind und die jetzt richtig gut im Leben stehen, auch im Sozialleben. Die sind jetzt Ärzte, keine Ahnung, tausend andere Berufe [...]. Es ist mir noch nicht passiert, dass ich rauskomme und niemand hallo sagt. [...] Und das mag ich selber persönlich.“*

Hier beschreibt die Bewohnerin eine Situation, in der sie sich aufgrund ihres Wohnorts in der Lenzsiedlung und möglicherweise

auch ihres Migrationshintergrundes stigmatisiert fühlt, indem ihr als Teil dieser Kategorie negative Merkmale in den Bereichen Bildungserfolg und Sozialverhalten zugeschrieben werden, die jedoch nicht mit ihrer Eigenwahrnehmung übereinstimmen. Sie bewältigt diese Situation augenscheinlich souverän und selbstbewusst, indem sie dieser Haltung offensiv begegnet und ihre Sicht gegenüberstellt, um das Bild zu „normalisieren“ und „dominante Diskurse über das Quartier strategisch zu verschieben“, wie es Chamakalayil et al. (2017:187) für ein ähnlich stigmatisiertes Quartier formuliert.

Eine andere Strategie kann darin bestehen, dass die Betroffenen versuchen, ihr Stigma (sofern es nicht auffällig sichtbar ist) so weit wie möglich vor ihren Interaktionspartner*innen zu verheimlichen, um ihre Attraktivität zu steigern. So berichtet z. B. Cem Gülay, der als Sohn türkischer Eltern einen Teil seiner Kindheit und Jugend in der Lenzsiedlung verbrachte, in seiner Biografie, er habe sich in den 1980er Jahren gern als „Italiener“ ausgegeben, um den negati-

ven Zuschreibungen als „Türke“ zu entgehen (Gülay/Kuhn 2009: 84).

Auch das Vermeiden von Situationen oder Interaktionen mit sozialen Kontakten, in denen Stigmatisierung stattfinden kann, ist eine Strategie, mit (befürchteter) Stigmatisierung umzugehen (Cloerkes 2001; Lang/Gross 2019; Major/Eccleston 2005, zit. nach Petersen/Six, 2008:1; Ellinger/Stein 2006). Als solche lässt sich das Verhalten einiger männlichen Jugendlichen der Lenzsiedlung deuten, deren homogener Freundeskreis sich überwiegend im Areal der Lenzsiedlung (Parkanlage, Treppenhäuser, Jugendhaus) trifft, um unter sich und in einem „sicheren“ Gebiet zu bleiben. In den entsprechenden Interviews (mit mehreren Jugendlichen in der OKJA) wird häufiger darauf verwiesen, dass man sich in der Lenzsiedlung sicher, akzeptiert und wohler fühle als in anderen Stadtteilen. Auch die Aussage einer 16jährigen Jugendlichen, die in der Siedlung aufgewachsen ist, lässt sich in



Abb.: Lenzsiedlung (Foto: Astrid Wonneberger)

diese Richtung deuten, wenn sie beschreibt, dass sie zufrieden mit ihrem Freundeskreis und ihrem Leben in der Lenzsiedlung sei:

„Ich kann immer sein, wie ich bin, ich muss mich gar nicht schämen. Ich bin in meiner Gegend, in meiner Siedlung.“

Auch die Strategie, die zur Stigmatisierung führenden Rahmenbedingungen zu ändern bzw. zu meiden, findet sich in den explorativen Interviews. Einige Jugendliche brachten klar ihren Wunsch zum Ausdruck, später ungern in der Siedlung wohnen zu bleiben, da der Stadtteil zu „ghettohaft“ sei und stattdessen lieber in eine schönere Gegend zu ziehen.

Möglich sind weiterhin eine innerliche Distanzierung von Erwartungen und Aufgaben in den für sie stigmatisierenden Lebensbereichen oder eine verstärkte Zuwendung zu alternativen Beziehungen mit mehr Wertschätzung und Respekt, z. B. innerhalb der stigmatisierten Gruppe (Cloerkes 2001, Lang/Gross 2019; Major/Eccleston 2005, zit. nach Petersen & Six, 2008:1; Ellinger/Stein 2006). Auch hier kann die bereits benannte Gruppe Jugendlicher als Beispiel dienen, die es vorziehen, untereinander zu bleiben, da sie im engen Kontakt miteinander Wertschätzung und v. a. Respekt erlangen.

Diese Hinwendung zu Gruppen, die mehr Wertschätzung und Respekt für die eigene Person versprechen, kann im (extremen) Einzelfall auch eine Karriere am Rande der Legalität bedeuten. Als ein Beispiel lässt sich Cem Gülays Biografie (Gülay/Kuhn 2009) deuten, die bereits erwähnt wurde. Als in Deutschland geborener Sohn türkischer Eltern sieht er in den Zuschreibungen als „Türke“ und den damit verbundenen Stigmatisierungen und Diskriminierungen, die er durch sein Umfeld (vor allem Schule) erfahren habe, eine wesentliche Ursache dafür, dass er später in einem kleinkriminellen Milieu Kar-

riere machte. „Ihr habt uns keine andere Wahl gelassen“, resümiert er seine Erfahrungen rückblickend.

Viele der o. g. Strategien, mit Stigmatisierung umzugehen, finden sich auch in anderen Studien, insbesondere zu Jugendlichen in ähnlichen Situationen. So untersuchte z. B. Hill (2015) die Strategien und Reaktionen migrantischer Jugendlicher auf Marginalisierung ihres Stadtviertels und betont, dass diese sich eigentlich gar nicht als „anders“ fühlen, sondern vielmehr durch Fremdzuschreibung als „Migrant*innen“ zu diesen gemacht werden. Er stellt eine Korrelation mit schlechten Schulnoten fest und nimmt an, dass es hier einen kausalen Zusammenhang geben könnte. In Einzelfällen kommt es auch dazu, dass Jugendlichen sogar von Bildungsoptionen (konkret: Studium) abgeraten wird. Die Jugendlichen entwickeln sehr unterschiedliche Strategien, mit diesen Kategorisierungen und Erfahrungen umzugehen. In einigen Fällen wird ihr Alltag so sehr durch Zuschreibungen und Bilder von Kriminalität beeinflusst, dass es zu einer „Ent-Antwortung“ kommt: als Reaktion bleiben viele Jugendliche mit Migrationshintergrund absichtlich unter sich, um den gängigen Stigmatisierungen und Diskriminierung zu entgehen. Hinweise darauf, dass solche Strategien auch in der Lenzsiedlung vorkommen könnten, wurden bereits oben genannt.

Diehl (2014:114-116) interpretiert die Popularität von Hiphop bzw. Gangsta-Rap bei Jugendlichen in vielen Großwohnsiedlungen, die mit dem Ruf eines „Ghettos“ versehen sind, ebenfalls als Strategie, mit diesem Stigma umzugehen. Indem die negativen Assoziationen mit Waffen, Drogenkonsum und Kriminalität in Videoclips und Selbstdarstellungen aufgegriffen würden, schufen sich die Jugendlichen ein

kollektives Bewusstsein und eine gemeinsame, strategische Identität, um sich Gehör zu verschaffen. Die Selbstzuschreibung als „Ghetto-Gangster“ sei als Konsequenz der Fremdzuschreibung zu sehen und als Strategie, „das Stigma der Marginalisierung von sich [zu] schütteln“ (Diehl 2014:114). Die bereits erwähnte „Lutteroth-Gang“, die aufgrund von Gewalttaten, aber vor allem aufgrund von „martialischen Posen“ in den lokalen Medien immer wieder Schlagzeilen machte (z. B. Bongers 2008, Lindner/Topcu 2007), gibt ggf. ebenfalls einen Hinweis auf diese Strategie.

Diese letzten Beispiele lassen sich aber auch als Versagen von Bewältigungsstrategien interpretieren, als Fälle einer „spoiled identity“, einer „beschädigten Identität“, wie Goffman (1963) es beschreibt. In solchen Fällen kann man Stigmatisierung auf der individuellen Ebene als einen Angriff auf die Persönlichkeit des Menschen deuten, der negative Auswirkungen auf Identität und Selbstkonzept der Betroffenen haben kann, die sich dadurch kennzeichnen, dass man nicht mehr selbst entscheidet, wer man ist oder was die eigene Person ausmacht, sondern dies durch Fremdzuschreibungen geschieht. Die Anpassung des Selbst an die negativen Zuschreibungen der Gesellschaft kann zu einer Beeinträchtigung des Selbstwertgefühls, einer Identitätskrise bis hin zu depressiven Symptomen führen. Der genaue Verlauf ist dabei abhängig vom Ausmaß der Identifikation mit der stigmatisierten Gruppe sowie der Bedeutung von Gruppenmitgliedschaften für die Selbstbeschreibung (Cloerkes 2001).

Inwieweit sich die oben beschriebenen möglichen Folgen von Stigmatisierung und Diskriminierung tatsächlich auf das Leben der Menschen in der Lenzsiedlung im Hinblick auf Leistung, Gesundheit, Lebenszufriedenheit, interper-

sonelle Kontakte etc. auswirken oder noch auswirken werden, lässt sich zu diesem Zeitpunkt und mit dieser explorativen Datengrundlage nicht beantworten. Doch lassen sich daraus Hypothesen ableiten, die es lohnen würde, in weiteren Studien genauer zu untersuchen.

Die Bedeutung der Offenen Kinder- und Jugendarbeit (OKJA)

Nach der Darstellung individueller Bewältigungsstrategien für den Umgang mit Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen werfen wir abschließend einen Blick auf professionelle Möglichkeiten der Sozialen Arbeit, Individuen im Umgang mit diesen Erfahrungen zu unterstützen bzw. deren mögliche negativen Auswirkungen womöglich sogar zu verringern. Im Fokus steht dabei mit der bereits erwähnten OKJA ein Teilbereich des in der Lenzsiedlung ansässigen Bürgerhauses, der mit seiner Arbeit die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen unterstützt.

Jugendliche werden in ihren Handlungsstrategien, Zukunftsvisionen und -wegen in ganz besonderer und entscheidender Weise von Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen (oder deren Wahrnehmung) beeinflusst (M. Yildiz 2015: 201). In der Adoleszenz sind Stigmatisierungserfahrungen umso brisanter, da diese Phase als besonders bedeutsam für die Identitätsentwicklung betrachtet wird. Junge Menschen im Übergang vom Kind zum/r Erwachsenen befinden sich in einer „Identitätskrise“ im Sinne einer vorübergehenden Phase seelischer Not, in der in verschiedenen Lebensbereichen mit Alternativen experimentiert wird. Dabei haftet dieser Krise erst einmal nichts Pathologisches an, sondern sie wird als normative Phase betrachtet (Seiffge-Krenke 2014), in der die Jugendlichen sich selbst und ihre Umwelt explorieren (Marttinen,

et al. 2018). Diese Explorationen führen zu einer besseren Kenntnis von sich und der Umwelt. Dies und das Hinterfragen von Wertvorstellungen, Plänen und Prioritäten sind Voraussetzungen für eine reife Identität, bei der sich auf bestimmte Wertvorstellungen und Ziele festgelegt wird (Berk 2019).

Inwieweit es Jugendlichen gelingt, eine reife Identität zu bilden und die für die Entwicklungsphase typischen Aufgaben zu bewältigen, hängt auch maßgeblich davon ab, wie sie durch Familie und Gleichaltrige, aber auch durch das erweiterte soziale Umfeld wie Nachbarschaft, Gemeinde, Schule und andere (pädagogische) Einrichtungen dabei unterstützt werden (Marttinen et al. 2018; Berk 2019). Beispielhaft für pädagogische Einrichtungen, die die Jugendlichen der Lenzsiedlung bei ihrer Entwicklung unterstützen, kann die Offene Kinder und Jugendarbeit (OKJA) des Lenzsiedlung e.V. genannt werden.

Die OKJA entstand ursprünglich aus einer Bewohner*innen-Initiative direkt nach Bau der Lenzsiedlung als Freizeitangebot für Kinder und Jugendliche der Siedlung. Im Laufe der Zeit wurden sowohl das Angebot der OKJA erweitert als auch Angebote für andere Zielgruppen (Familien, Senior*innen usw.) aufgestockt. Daraus entstand der Lenzsiedlung e.V., zu dem die OKJA weiter als wichtiger Teilbereich gehört. Vom Bezirksamt werden überwiegend Angebote finanziert, die direkt auf den Sozialraum, also konkret die Lenzsiedlung (und die nähere Umgebung) abzielen. Die Angebote sind aber grundsätzlich offen für alle. Ralf Helling, Geschäftsführer des Lenzsiedlung e.V., betont in einem Interview, dass die Angebote auch Brücken bauen sollen.

„Diese ganz klaren Grenzen, die häufig eher Stigmatisierung sind [...], versuchen wir möglichst aufzulösen und in verschiedenen Angeboten Werbung zu machen, dass auch Leute von außerhalb kommen können.“

Ein Gedanke dabei ist, dass eine Teilnahme von Personen aus unterschiedlichen Wohngegenden zu einem gegenseitigen Kennenlernen beiträgt, sich das Bild der Lenzsiedlung sowie ihrer Bewohner*innen ändert und damit Stigmatisierung entgegengewirkt wird.

Das Ansinnen einer Öffnung der Angebote und durchmischten Teilnahme ist aber nicht immer erfolgreich. Auch der Lenzsiedlung e.V. spürt die Auswirkungen des negativen Rufs der Lenzsiedlung. Eine langjährige Mitarbeiterin vermutet eine mögliche Ursache, warum Menschen nicht zu den Angeboten kommen, im immer noch verbreiteten negativen Image der Siedlung: Wer hier hingehet, habe offenbar Probleme. Untermauert wird diese Feststellung durch die Aussage eines 19jährigen regelmäßigen Nutzers der OKJA, der erst kürzlich weggezogen ist. Er erzählte uns, das Essen im Jugendclub habe bei einigen den Ruf, die Familie könne sich eigenes Essen nicht leisten. Aus diesem Grund rieten einige Eltern ihren Kindern davon ab, dort zu essen. Dies seien vor allem Eltern aus den Reihenhäusern in der unmittelbaren Nachbarschaft der Lenzsiedlung, die außerdem das Bild hätten, im Jugendhaus verabrede man sich zu Straftaten.

Für die OKJA gelingt eine Durchmischung der Teilnehmer*innen insbesondere für das Projekt Talentcampus. Dort werden gemeinsam mit der jungen VHS in den Ferien Kurse zu unterschiedlichen Themen wie Graffiti und Street Art angeboten. Derzeit nehmen an diesen Kursen etwa zwei Drittel Kinder und Jugendliche von

außerhalb der Lenzsiedlung teil, im Sinne einer guten Mischung ist eine Teilnahme von 50/50 angepeilt. Auch die Kooperation mit einer nahegelegenen Grundschule, die die Nachmittagsbetreuung von Schüler*innen im Kinderclub beinhaltet, ist ein Ansatz, den Kreis der Nutzer*innen der OKJA zu diversifizieren. Darüber hinaus kann festgestellt werden, dass meistens die Kinder und Jugendlichen aus der Lenzsiedlung, im Jugendalter teilweise auch deren Freund*innen, das Angebot der OKJA in Anspruch nehmen. Der Anteil an Jugendlichen mit einem Migrationshintergrund ist groß. Auch alle unsere bisherigen jugendlichen Interviewpartner*innen aus der OKJA weisen einen Migrationshintergrund auf.

Über die Öffnung der Angebote hinaus möchte die OKJA ein Ort sein, an dem Jugendliche in ihrer Entwicklung gefördert werden. Dies beinhaltet auch die Entwick-

lung einer reifen Identität und eines konstruktiven Umgangs mit Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen. Zwei Ansätze, die die OKJA verfolgt, können hier besonders betont werden. Zum einen dienen viele der OKJA-Angebote der Stärkung des Selbstwerts, wie z.B. die Kinderkonferenzen/ Meeting Minutes, langfristige Projekte wie Lenzdance und Boxen oder auch das Bildungsbüro⁴.

Zum anderen schaffen die Mitarbeiter*innen der OKJA eine offene und vertrauensvolle Atmosphäre, die es den Kindern und Jugendli-

⁴ Bei den Kinderkonferenzen/Meeting Minutes können die Kinder/Jugendlichen gruppenrelevante Themen (wie z.B. den Wunsch nach einem angemessenen Umgangston) einbringen und besprechen. Zusätzlich findet hier auch die Planung von Angeboten und Aktionen aufgrund ihrer Wünsche und Ideen statt. Sie werden dabei von den Mitarbeiter*innen der OKJA unterstützt. Im Bildungsbüro bieten Ehrenamtliche und Honorarkräfte sehr erfolgreich kostenlose Nachhilfe für Jugendliche in den Hauptfächern an.

chen ermöglicht, ihre Sorgen und Probleme anzusprechen und dafür gemeinsam Lösungs- und Bewältigungsstrategien zu entwickeln. In der Zweckbeschreibung der OKJA von 2018 wird dies deutlich: „Beobachtbar und Merkbar [sic] [...] ist, dass sich die Besucher intensiv einlassen, Kontakt suchen, Beziehung aufbauen und dadurch Vertrauen ebenso gewinnen wie Frustrationstoleranz.“ (Lenzsiedlung e.V. 2018:7).

Auch in den Interviews mit den jugendlichen OKJA-Nutzer*innen lassen sich entsprechende Hinweise darauf finden, dass die OKJA als Ort wahrgenommen und geschätzt wird, an dem man „man selbst sein kann“, über alles reden und seine Probleme und Ängste ansprechen kann. Teilweise ist die Verbindung zu den Mitarbeiter*innen der OKJA sehr eng und wird als familienähnlich erlebt, so dass davon ausgegangen werden kann, dass hier ein positiver Beitrag zur Identitätsentwicklung und dem konstruktiven Umgang mit Stigmatisierungen geleistet wird.

Fazit Es hat sich in den letzten 20 Jahren einiges getan in der Lenzsiedlung. Das Quartier wurde modernisiert und saniert und dadurch sowohl optisch als auch in Bezug auf die Wohnqualität aufgewertet. Das Quartiersmanagement wurde erheblich ausgebaut und damit auch die Angebote der Gemeinwesenarbeit. Diese Entwicklung trägt zu einem zu einem friedlicheren Zusammenleben, zum anderen zu einer Verbesserung des Images der Lenzsiedlung bei. Die Lenzsiedlung ist heute eine durchaus nachgefragte Wohngegend, nicht zuletzt aufgrund ihrer verkehrsgünstigen Lage im beliebten Bezirk Eimsbüttel. Viele Bewohner*innen haben ein positives Bild von ihrer Siedlung und leben gern dort, auch wenn einige ihr mitgebrachtes Bild erst



Abb.: Piktogramm (migrantas)

revidierten, nachdem sie eher unfreiwillig in die Siedlung gezogen waren. Auch die Wahrnehmung von außen ist längst nicht mehr so negativ wie um die Jahrtausendwende. Dennoch bleiben einige Facetten des stereotypen Bildes vom „Ghetto“ lebendig. Während der Fertigstellung des Artikels im Frühjahr 2021 tauchte z. B. plötzlich ein Post auf den Facebookseiten der AfD-Fraktion Eimsbüttel auf mit Fotos von Sperrmüll in der Nähe der dafür vorgesehenen Stelle in der Siedlung und einem Aushang, der auf die derzeitige Rattenplage aufmerksam machte. Berichtet wurde auf der Seite von einer Anfrage der Fraktion an das Bezirksamt zum „Vorzeige-Integrationsprojekt ‚Lenzsiedlung‘ in Lokstedt. Kennzeichen: Hohe Arbeitslosigkeit, hoher HartzV-Anteil [sic], sehr hoher Ausländeranteil“: „Der Öffentlichkeit ist ein Vermüllungsproblem bekannt [...] Wie hat sich das Problem entwickelt?“ Dem Bezirksamt lägen, laut AfD-Seite, keine Informationen dazu vor. Welches stereotype Bild der Kommentar „Wohl war [sic] das [sic] da Ratten leben“ offenbart, der unter dem Post eingefügt wurde, ist nur zu offensichtlich. Darüber hinaus zeigt dieses aktuelle Beispiel auch, wie bestimmte stereotype Zuschreibungen politisch instrumentalisiert werden. Insbesondere die Kombination der negativ geprägten Bilder einer Großwohnsiedlung mit ebenfalls überwiegend negativ assoziierten Bildern einer Bewohnerschaft, die durch Migration charakterisiert ist, scheint es schwierig zu machen, dieses stereotype Bild aufzubrechen, zumal es durch Filme, Medien und eben auch durch bestimmte politische Gruppierungen immer wieder reproduziert wird.

Auch wenn der Ruf der Siedlung früher negativer war als heute, haben die langlebigen Bilder immer noch Auswirkungen auf das Leben vieler Bewohner*innen.

Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen, zumindest als Wahrnehmungen von Bewohner*innen, gehören offenbar immer noch zu ihrem Alltag, auch wenn wir keine Aussagen über Häufigkeiten machen können.

Die Strategien der Bewohner*innen, mit diesen negativen Zuschreibungen umzugehen, sind sehr vielfältig und reichen von einer konfrontativen Verschiebung der verbreiteten Diskurse über Vermeidung von Interaktionen mit möglichen stigmatisierenden Akteuren, Rückzug in die eigene Gruppe bis hin zum angestrebten oder tatsächlichen Wegzug aus dem Quartier. Da sich solche Stigmatisierungsprozesse bei Jugendlichen in der Identitätsfindungsphase besonders negativ auswirken können, kommt der OKJA eine besondere Rolle zu. Indem sie als Teil des gesamten Lenzsiedlung e. V. ihren Teil dazu beiträgt, sowohl den stereotypen Bildern über die Lenzsiedlung und ihre Bewohner*innen entgegenzuwirken als auch die Kinder und

Jugendlichen darin zu unterstützen, eine reife Identität und konstruktive Strategien im Umgang mit Stigmatisierung zu entwickeln, kann sie selbst als eine Antwort auf bzw. als Strategie verstanden werden, mit negativen Fremdzuschreibungen umzugehen.

Das seit 2018 laufende Kooperationsprojekt Postmigrantische Familienkulturen (POMIKU), an dem die HAW Hamburg, die Universität Hamburg und der Lenzsiedlung e. V. beteiligt sind, sieht ebenfalls eines seiner Ziele darin, das Bewusstsein um dieses Phänomen zu schärfen, um mehr Raum für ein differenzierteres und wertfreies Bild zu schaffen und einen Perspektivwechsel im Hinblick auf Großwohnsiedlungen und Migration einzunehmen. Nur so können unvoreingenommene Begegnungen stattfinden. Häufig ist die Sichtweise entscheidend und damit verbunden das Verhalten von Menschen. Wir hoffen dazu beitragen zu können, dass die in Teilen noch immer langen Schatten der Lenzsiedlung sich mehr und mehr auflösen und ihren oft nachteiligen Einfluss auf das Leben der Bewohner*innen verlieren.



Abb.: Jugendhaus, Lenzsiedlung (Foto: Astrid Wonneberger)

Literatur

- Althaus, Eveline (2018) Sozialraum Hochhaus. Nachbarschaft und Wohnalltag in Schweizer Großbauten. Bielefeld: transcript
- Berk, Laura E. (2019) Entwicklungspsychologie. München: Pearson
- Bongers, Antje (2008) Das Problem mit der Pose. taz, 03.06.2008 <https://taz.de/ Das-Problem-mit-der-Pose/1842519/>
- Brailich, Adam; Mélina Germes; Henning Schirmel; Georg Glasze; Robert Pütz (2008) Die diskursive Konstitution von Großwohnsiedlungen in Deutschland, Frankreich und Polen. In *Europa Regional*, 16.2008(3), S. 113-128
- Bujard, Martin; Detlev Lück; Jasmin Paset-Wittig; Linda Lux (2019) Drei Kinder und mehr – Familien aus der Mitte der Gesellschaft. Studie des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, herausgegeben von der Konrad-Adenauer-Stiftung. Berlin. <https://www.kas.de/documents/252038/4521287/Drei+Kinder+und+mehr+%E2%80%93+Familien+aus+der+Mitte+der+Gesellschaft.pdf/50f6ac53-baf1-82ae-447d-94367003fd2d?version=1.0&t=1558366987317> (abgerufen am 02.07.2020)
- Callies, Oliver (2003) Nachbarschaft als Arbeitsfalle? Junge Arbeitslose und ihr Wohnviertel. Hamburg: VSA-Verlag
- Chamakalayil, Lalitha; Gwendolyn Gilliéron; Sevda Can Günes; Miriam Hill; Elvira Imširović (2017) Marginalisierte Quartiere? Positionierungen und Deutungen von Bewohner_innen. In: Thomas Geisen, Christine Riegel und Erol Yildiz (Hg.) *Migration, Stadt und Urbanität. Perspektiven auf die Heterogenität migrantischer Lebenswelten*. Wiesbaden: Springer VS, S. 175-197
- Cloerkes, G. (2001) *Soziologie der Behinderten*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter GmbH
- Daebeler, Andreas (2019): Lenzsiedlung in Eimsbüttel: Vom Hochhausghetto zum Vorzeigequartier. Kiekmo Hamburg, 18.06.2019 <https://kiekmo.hamburg/lenzsiedlung-in-eimsbuettel-vom-hochhausghetto-zum-vorzeigequartier-60063> (abgerufen 16.04.2020)
- Diehl, Nicola (2014) Die Großwohnsiedlung ein Ghetto? Wie Hiphop-Videos Raumbilder generieren und so die Gesellschaft ordnen. *Europa Regional* 20, 2012 (2-3), S. 103-118 <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-423972> (abgerufen 30.09.2020)
- Eimsbüttler Wochenblatt (1994) Mitten in Eimsbüttel: Leben zwischen Ratten und Kakerlaken. Eimsbüttler Wochenblatt Nr. 26, 30.06.1994
- Ellinger, Stephan; Roland Stein (2006) *Grundstudium Sonderpädagogik (2. aktualisierte Auflage)*. Oberhausen: Athena
- Goffman, Erving (1963) *Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity*. Englewood Cliffs, New York: Prentice Hall
- Gülay, Cem; Helmut Kuhn (2009) *Türken-Sam. Eine deutsche Gangsterkarriere*. Deutscher Taschenbuchverlag: München
- Halves, Edith, Margret Kruse und Simon Güntner (2015) *Der Lenztreff. Exemplarische Untersuchung eines sozialräumlichen Angebots*. Herausgegeben vom Fachamt Jugend- und Familienhilfe/ Region 2., Lenzsiedlung e.V. und Rauhes Haus, Hamburg <https://www.hamburg.de/content-blob/4504868/3b3b3fa2a44f718f648bda-0b93a40d41/data/lenztreff-evaluation.pdf;jsessionid=00ACA40B2E66A89B-C280ED478F5BC167.liveWorker2> (abgerufen 30.09.2020)
- Hildebrandt, Stefan (2009) *Das Ghetto ist unser Reich. Gewalt, Drogen, Arbeitslosigkeit*. Sahin (17) und Steven (18) sprechen über ihr Leben im Beton-Bunker. Bild Hamburg, 25.03.2009 <https://www.bild.de/regional/hamburg/das-ghetto-ist-unser-reich-7777586.bild.html> (abgerufen 30.04.2021)
- Hill, Marc (2015) *Postmigrantische Alltagspraxen von Jugendlichen*. In: Erol Yildiz und Marc Hill (Hg.) *Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft*. Bielefeld: transcript, S. 171-192
- Hormel, Ulrike (2007) *Diskriminierung in der Einwanderungsgesellschaft: Begründungsprobleme pädagogischer Strategien und Konzepte*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Kurtenbach, Sebastian (2014). *Sozialer Wandel deutscher Großwohnsiedlungen*. In: Bund Heimat und Umwelt in Deutschland (Hg.) *Stadt und Siedlung*. Bonn: Bund Heimat und Umwelt Deutschland, S. 63-68
- Lang, Sebastian; Christiane Gross (2019) *Einflussfaktoren auf das Stigma-bewusstsein Arbeitsloser*. Zeitschrift für Soziologie 48, 2019: S. 243–262
- Lenzsiedlung (Hg.) *Offene Kinder- und Jugendarbeit allg. Anlage zu Anlage 5 Zweckbeschreibung/ Leistungsvereinbarung für das Zuwendungs-jahr 2018 (unveröffentlicht)*
- Lindner, Jan-Eric; Özlem Topcu (2007) *Die Machtspiele der „Lutherth Kings“*. Hamburger Abendblatt 24.10.2007
- Major, Brenda; Collette P. Eccleston (2005) *Stigma and Social Exclusion*. In: Dominic Abrams, Michael A. Hogg, José M. Marques (Hg.) *The social psychology of inclusion and exclusion*. Psychology Press, S. 63–87
- Markefka, Manfred (1995) *Vorurteile – Minderheiten – Diskriminierung*. Ein Beitrag zum Verständnis sozialer Gegensätze. Neuwied: Luchterhand
- Marttinen, Elina; Julia Dietrich, Katriina Salmela-Aro (2018) *Intentional Engagement in the Transition to Adulthood*; *European Psychologist*, 23(4), S. 311-323
- Migrantas - eine visuelle Sprache der Kommunikation. Homepage des Kollektivs Migrantas. <http://www.migrantas.org/> (zuletzt abgerufen am 07.12.2020)
- Ottersbach, Marcus (2009) *Jugendliche in marginalisierten Quartieren Deutschlands*. In: Marcus Ottersbach und Thomas Zitzmann (Hg.) *Jugendliche im Abseits. Zur Situation in französischen und deutschen marginalisierten Stadtquartieren*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften; S. 51-74
- Ottersbach, Marcus; Thomas Zitzmann (2009) *Jugendliche im Abseits? In: dies. (Hg.) Jugendliche im Abseits. Zur Situation in französischen und deutschen marginalisierten Stadtquartieren*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften; S. 7-17
- Park, Robert E. (1928) *Human Migration and the Marginal Man*. *American Journal of Sociology* 33, S. 881–893
- Petersen, Lars-Eric; Bernd Six (2008) *Stereotype, Vorurteile und soziale Diskriminierung: Theorien, Befunde und Interventionen*. Weinheim, Basel: Beltz Verlag
- Schnell, Dieter (2013) *Die Architekturkrise der 1970er-Jahre*. Baden: hier und jetzt
- Schrep, Bruno (2006) *Eine Frage der Ehre*. Spiegel Online 17.07.2006 <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-47602968.html> (abgerufen am 17.04.2020)

Seiffge-Krenke, Inge (2014) Psychoanalytische Entwicklungsbetrachtungen der Jugend. In: Lieselotte Ahnert (Hg.), Theorien in der Entwicklungspsychologie, S. 380-403; Berlin, Heidelberg u.a.: Springer

Stadtteilbüro Lenzsiedlung der Lawaetz-Stiftung (Hg.) (2007) Aktive Stadtteilentwicklung in der Lenzsiedlung 2000 bis 2006. Die Lenzsiedlung – die Queen Mary von Eimsbüttel. Hamburg: im Auftrag des Bezirksamts Eimsbüttel, Aktive Stadtteilentwicklung

Weidemüller, Dagmar; Klaus-Dieter Beißwänger (2015) Perspektiven grosser Wohnsiedlungen. Berlin: Kompetenzzentrum Großsiedlungen e.V.

Wieland, Sigune (2012) Der (Mehr-)Wert der Zwei-Elternteil-Familie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Wonneberger, Astrid (2014) Waterfront Culture and Community in Transition. Urban Regeneration of the Dublin Docklands. Berlin: Reimer

Yildiz, Miriam (2015) „Da sind wir Deutsche, hier sind wir Türken. Das ist schon manchmal schwer.“ Lebensstrategien Jugendlicher mit Migrationshintergrund in marginalisierten Stadtteilen: ein Perspektivwechsel. In: Erol Yildiz und Marc Hill (Hg.) Nach der Migration. Postmigrantisches Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft. Bielefeld: transcript, S. 193-204

Yildiz, Miriam; Sonja Preissing (2017) „Ghetto im Kopf?“ Verortungspraxen Jugendlicher in marginalisierten Stadtteilen. In: Thomas Greisen, Christine Riegel, Erol Yildiz (Hg.) Migration, Stadt und Urbanität. Perspektiven auf die Heterogenität migrantischer Lebenswelten. Wiesbaden: Springer VS, S. 157-174



Wonneberger, Astrid, Jg. 1969, Privatdozentin und Dr. phil., Ethnologin; Studium an der Universität Hamburg mit den Schwerpunkten Sozioethnologie (Verwandtschaft und Familie), Ethnizität und Migration sowie Stadtethnologie; Forschungen u.a. zur irischen Diaspora in den USA und Hafenrandentwicklung in Dublin; seit 2012 wissenschaftliche Mitarbeiterin und Dozentin im Weiterbildungsmaster Angewandte Familienwissenschaften mit den Schwerpunkten Kultur und Migration; seit 2018 wissenschaftliche Mitarbeiterin im BMBF-Forschungsprojekt „Postmigrantisches Familienkulturen“ (POMIKU), einem Kooperationsprojekt der HAW Hamburg, der Universität Hamburg sowie dem Verein Lenzsiedlung e.V.
astrid.wonneberger@haw-hamburg.de



Lölsdorf, Diana, Jg. 1978, Dipl. Sozialpädagogin, M.A. Angewandte Familienwissenschaften; langjährige Erfahrung im Bereich Kindertagesbetreuung; seit 2018 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg im Drittmittelprojekt „Pomiku – Postmigrantisches Familienkulturen“.
diana.loelsdorf@haw-hamburg.de



Weidtmann, Katja, Jg. 1978, Prof. Dr., Dipl.-Psych.; Studium in Hamburg mit den Schwerpunkten Pädagogische und Klinische Psychologie; Master of Medical Education an der Universität Heidelberg; Tätigkeiten als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Medizinischen Fakultät Hamburg im Bereich Hochschuldidaktik und Qualitätssicherung, als Schulpsychologin in Niedersachsen und Hamburg, als Psychologin in kinder- und jugendpsychiatrischen Einrichtungen; an der HAW Hamburg ab 2012 wissenschaftliche Mitarbeiterin (Projektkoordination) im Projekt „FitWeiter“, seit 2016 Professorin für Familienpsychologie und Familienberatung; Lehre in den Studiengängen BA Bildung und Erziehung in der Kindheit, BA Soziale Arbeit und MA Angewandte Familienwissenschaften; seit 2018 Projektleitung von POMIKU.
katja.weidtmann@haw-hamburg.de



Stelzig, Sabina, Jg. 1970, Dr. phil., M.A. Soziologin; Studium der Soziologie, Psychologie und Portugiesisch in Erlangen, Lissabon und Hamburg mit den Schwerpunkten Devianz und Soziale Beziehungen; Ergänzungsstudiengang Higher Education an der Uni Hamburg; Promotion im Bereich Frauenmigration nach Arbeits- und Forschungsstationen am Hamburgischen Weltwirtschaftsinstitut und der Universität Recife (Brasilien); seit 2012 wissenschaftliche Mitarbeiterin und Dozentin am Department für Soziale Arbeit in den Studiengängen MA Angewandte Familienwissenschaften und BA Soziale Arbeit und seit 2018 wissenschaftliche Mitarbeiterin im BMBF-Projekt „Postmigrantisches Familienkulturen“ (POMIKU).
sabina.stelzig@haw-hamburg.de